**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte
**Band:** 67 (1987)
**Heft:** 4

**Artikel:** Ungeduld mit der Vergangenheit : ein Rückblick auf das Potentielle
**Autor:** Camartin, Iso
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-164435

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 03.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Iso Camartin

# Ungeduld mit der Vergangenheit

## Ein Rückblick auf das Potentielle

Für die besondere Art von Ungeduld, die sich auf Vergangenes bezieht, heisst ein möglicher Kronzeuge Jacob Burckhardt. Er nannte die in Frage stehende Verbildung «retrospektive Ungeduld» und verstand darunter vornehmlich ein unausgewogenes Urteilen über zurückliegende Dinge. Was vergangen ist, lässt uns ja nicht kalt. Nicht, dass wir es am Leben erhalten möchten und um jeden Preis fortgesetzt wissen wollten, aber unsern eigenen Reim wollen wir darauf machen. Da Zukunft nur schwer in den Griff zu bekommen ist, sichern wir uns zudem selektiv nach rückwärts ab. *«Wir nehmen Partei»,* sagt Burckhardt, *«für das uns Ignoranten interessant Erscheinende».* Skrupellos verschenken wir, aus Unkenntnis des Ganzen, unsere Sympathie an Einzelnes und übersehen leichten Herzens das, was uns nicht genügend zu reizen vermag. Man kann es freundlicher sagen, so wie es der feine Kulturphilosoph aus Basel auch tut: *«Ein Hinfälliges nehmen wir in Schutz gegen ein anderes Hinfälliges.»* Das hört sich an wie Samaritertum im Umgang mit der Geschichte und ist doch nur eine kontinuierliche Verschiebung des Interesses an der Vergangenheit nach unseren eigenen Wünschen. Ein etwas unfaires Kompensationsgeschäft treiben wir da mit der Geschichte. Was die Gegenwart uns an Wünschen offen lässt, versuchen wir, aus der Vergangenheit wieder einzutreiben. Dass es dabei recht unzimperlich zugeht, ist mehr als wahrscheinlich. Was bleibt also Burckhardt anderes als die Warnung vor zu eigensinniger Verwertung der Geschichte? Nicht das Glück müsse das Ziel des Fähigen sein, sondern die Erkenntnis, folgert er ernüchternd. Das aber ist die Botschaft von Kanzel und Katheder, nicht die eines Menschen, der sich das Wünschen noch nicht hat abgewöhnen lassen. Lautet die Maxime, die für den Umgang mit der Geschichte taugt, am Ende doch nur: *«Wünschen verboten!»?*

Das wäre zu traurig. Der Wunsch, der manchmal der Vater des Gedankens sein soll, braucht sich vor der Vergangenheit nicht zu verkriechen. Mit dem historischen Faktum, das auf uns ja nicht als Ereignis, sondern als Deutung zukommt, muss sich keiner unter Ausschluss seiner besseren Einsichten abfinden. Um die rechte Art, sich Geschichte anzueignen, ist in den vergangenen Monaten in der Bundesrepublik ein heftiger Streit aufgelodert. Wenn daran etwas deutlich geworden ist, dann dies: Der Geschichte

des Ruhmes gegenüber haben wir mehr Wünsche frei als gegenüber der Schmach und der Schande, in die eine Nation ebenso verwickelt werden kann. Während die Siegesetappen der Freiheitsidee und des Solidaritätswillens uns bis heute die Möglichkeit lassen, unbekümmert zu fragen, zu deuten und zu vermuten, schneidet uns eine zivilisatorische Katastrophe, wie sie der deutsche Nationalsozialismus darstellt, den Atem zum unbefangenen Nachfragen und zu hypothetischen Nacherwägungen ab. Am Holocaust bricht das Wünschen gegenüber der Geschichte gnadenlos in sich zusammen. Auschwitz *muss* jede Neugier in eine Reugier verwandeln, da hilft kein sogenanntes Glück der Spätgeborenen und kein Aufruf, es mit der Schuldbesessenheit nicht zu weit zu treiben. In der Kontroverse zwischen deutschen Historikern und zeitgeschichtlichen Analytikern bleibt wohl die Forderung von Jürgen Habermas die unumstösslichste, wonach die ruhmreiche Geschichte einer Nation durch die Geschichte ihrer Schuld zu filtern sei, nicht nur gestern, sondern heute und morgen, und an jedem Tag, der noch folgt.

Doch nicht der verdrängenden und verwischenden Ungeduld mit der Geschichte will ich hier nachgehen, sondern ihrer vergleichsweise harmlosen Schwester. Während die erste die genierenden Stücke der Vergangenheit begraben und vergessen möchte, will sich die andere mit der Banalität des Geschehenen nicht abfinden. Ist der einen das historische Erbe zu hinderlich und belastend, so ist es der anderen zu leicht und zu langweilig, und sie macht sich aus Not fröhlich ans Entwerfen und Erfinden von Varianten. *Was wäre damals auch möglich gewesen?:* das ist die Frage, in die diese neugierige Ungeduld sich verfangen lässt.

Ich, als ein Opfer der retrospektiven Ungeduld, behaupte nun, dass wir es uns nicht nehmen lassen dürfen, uns Geschichte auch anders vorzustellen, als sie tatsächlich verlaufen ist. Auf das bloss Angelegte, Mögliche, aber durch faktische Ereignisse ausser Kurs Gesetzte, können wir nicht verzichten. Kommt uns das, was wir aus der Geschichte in die Hand bekommen, dünn und dürftig vor, so ist der Rückstieg in ehemalige potentielle Ereignisräume geradezu aus Selbstachtung geboten. Ich gebe zu, dass dieses unruhige Suchen nach ausgebliebenen Möglichkeiten dort besonders dringlich sein kann, wo sich das Leben in den allergewöhnlichsten Formen entfaltet hat, wo die Absehbarkeit dessen, was geschehen konnte und musste, die Wirklichkeit wie mit einem Grauschleier überzieht. Seit es zu meinen beruflichen Interessen gehört, ein Randgebiet europäischer Kulturgeschichte nach seinen spezifischen Ausdrucksformen und seinem Sinnreservoir abzusuchen, hat meine Ungeduld erstaunliche Fortschritte gemacht. Meine Neigung ist endgültig verschwunden, ein Kulturprodukt, das vor Banalität strotzt, auch noch für historisch konsequent zu halten. Der Versuch, Geschichte für interessanter anzusehen, als es ihre Resultate

nahelegen, hat zwar etwas verzweifeltes. Doch angesichts gehäufter Trivialität ist selbst eine verzweifelte Flucht in die Vergangenheit so etwas wie ein erster Ausweg.

Dazu nun ein Beispiel: In den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts wirkte in Graubünden ein heute beinah vergessener Publizist namens Alexander Balletta. Sein Vater war Oberstleutnant in päpstlichen Diensten gewesen und in Bologna stationiert. Als es begann, im Kirchenstaat unbehaglich zu werden, kehrte der kluge Vater mit seiner Familie nach Graubünden zurück. Der junge Balletta, italienisch vorgeprägt, verbrachte seine Schuljahre in Graubünden und zog dann zum Studium der Jurisprudenz zunächst nach München und dann nach Heidelberg. Während die grosse Zahl der damaligen bündnerromanischen Studenten katholischer Provenienz in München bei den Nachfolgern von Joseph Görres sich das geistige Rüstzeug holte, wollte Balletta auch Heidelberg erleben, nicht bloss, weil dort Gelehrte wie Bluntschli oder Vangerow tätig waren, sondern auch, weil am Neckar der deutsche Liberalismus besser blühte als an der Isar. Zwar hat Balletta auch Wilhelm Heinrich Riehl gelesen und sogar übersetzt und selber Novellen von zweifelhafter Qualität in Riehlscher Manier verfasst. Dass ein Mann mit einem guten Kopf gleichzeitig schlechte Literatur schreibt, ist so selten ja nicht. Bezeugt ist aber auch, dass Balletta sich für Karl Gutzkow begeisterte und damit für jemanden, der Riehl vorhielt, er schreibe über Arbeit so, als würde man auf Ausstellungen immer noch Ähren und Hopfen und nicht Lokomotiven und Spinnmaschinen zu sehen bekommen. Kurzum: Liberal-aufklärerische Ideen, wenn auch von den Zensurbehörden inzwischen domestiziert, hatten den jungen Balletta erfasst, und diese brachte er von seinen Studienjahren nach Graubünden mit.

Es war die Zeit der grossen Auseinandersetzungen um die Aufgaben des Staates in der Gesellschaft, und in Graubünden prallten die Ideen der Konservativen und der Liberalen vor allem in bezug auf die Schulreformen hart aufeinander. Ausgetragen wurden die Kämpfe in jährlich neu aufblühenden und kurz danach wieder fallierenden Zeitungen. Wer was auf sich hielt, wurde Redaktor oder gleich Zeitungsgründer, nur waren die Überlebenschancen der Zeitungen noch schlechter als jene der Kinder. Bei beiden war der Einzug in die Welt und der bald wieder erfolgende Auszug eine Selbstverständlichkeit. Natürlich begann auch Balletta für Zeitungen zu schreiben, und wie bei ihm zu vermuten, für die liberalen Blätter. Mit seinen Landsleuten hat er es gleich verdorben, spätestens, als er den Vorschlag machte, einen Teil der Geldeinnahmen der Kaplaneien für die Finanzierung von Schulen zu verwenden: da war es aus mit der Achtung und der politischen Karriere im eigenen Tal. Der «Radikalinski» wurde verstossen. Er ging nach Chur, ohne Aussichten auf eine andere Tätigkeit

als die eines Beamten in sekundären Funktionen. Und doch hat er zwischen 1870 und 1873 in einigen Zeitungsartikeln Sätze geschrieben, die gleichsam die liberale Ehre der Bündnerromanen jener Jahre retten. Die Obskuranten und Heimlichwirker erinnerte er siegessicher daran, dass einmal erreichte Einsichten in die Vorzüge politischer Öffentlichkeit nicht rückgängig zu machen seien. Er zog gegen Zensurbestimmungen ins Feld, die die Regierungsgeschäfte mit dem Mantel der Verschwiegenheit bedekken wollten. Ja, er versuchte sogar, einen noch ehrwürdigeren Mantel zu lüften: Im Januar 1872 schrieb er: *«Unter dem Mantel der Religion wird unser romanisches Volk oft mystifiziert, und das wollen wir nicht. Wir wollen nicht, dass das Volk missbraucht wird, innerhalb oder ausserhalb der Tempel. Im Hause Gottes soll Gottes Wort gelehrt werden, nicht aber das Misstrauen gegen alles eingepflanzt werden, das nicht von ultra montes kommt.»* Balletta sollte sich schwer täuschen. Das Rad des Fortschritts lässt sich leicht genug zurückdrehen. Einige Jahre später — mit Caspar Decurtins an der Spitze — wurde der Sieg der Konservativen endgültig. Jetzt war keiner mehr da, der auch nur *«mit einigen Speckbröcklein von Aufklärung»* (Gotthelf) seine Landsleute zu bedienen suchte. Man tat vielmehr alles, damit die Menschen bald wieder das alte Entsagungslied anstimmten — das *«Eiapopeia vom Himmel»*, wie es der zornige Heine in Paris nannte. Und man hatte keinen schlechten Erfolg damit.

Der politische Aufstieg von Decurtins begann mit seinem Einsatz für die Renovierung des Klosters Disentis. Dass man bis heute dort bei den Benediktinermönchen seine Gymnasialjahre verbringen kann, ist gewiss auch dieser konservativen Löwennatur zu verdanken. Allerdings muss gesagt werden, dass ich in meinen sieben Jahren Gymnasialzeit in jenem Kloster auch nie ein Wort über Balletta oder die liberalen Bündner des 19. Jahrhunderts gehört habe. Pflichtlektüre im Deutschunterricht wurde konsequenterweise nicht Karl Gutzkow, sondern *«Dreizehnlinden»* des katholischen preussischen Zentrumsabgeordneten Friedrich Wilhelm Weber. Auswendig lernen mussten wir daraus etwa die Strophe: *«Halbvergessne, alte Lieder / werden wach in meiner Seele. / Hätt' ich nur, sie auszusingen / wilde Amsel, deine Kehle.»* Es gab auch ganz vergessene alte Lieder. Für sie hat niemand eine Menschenkehle beschworen.

Doch ist dies nur der erste Teil der Geschichte. Er betrifft den Verarmungsprozess, dem auch kleine Gemeinschaften ausgesetzt sind, wenn sie nur noch denen trauen, die bei ihnen siegreich sind, und wenn sie von den Unterlegenen nichts mehr wissen wollen. Während ein kleiner Beamter namens Balletta ins Blaue hinein schrieb, während er die Ultramontanen und die schlicht Montanen beschimpfte und gegen altes Unrecht und die Arroganz des Faktischen den guten Glauben an die Zukunft bekannte, da — genau zur selben Zeit und genau in derselben Gegend — verbrachte ein

junger augenleidender Professor aus Basel namens Friedrich Nietzsche seine Ferien. Er hatte sich im Sommer des Jahres 1873 für eine Erholung in Flims entschieden und sich dort von Mitte Juli bis Mitte August im Hotel Segnes eingemietet, zunächst nur mit dem Freund Gersdorff, später kam Romundt hinzu, und ganz am Ende des Aufenthalts auch noch die wenig sympathische Schwester Elisabeth. Die Spaziergänge in den lichtgeschützten Wäldern bekamen Nietzsche gut. In Gersdorff hatte er eine zusätzliche augenschonende Hilfe. Nietzsche konnte ihm alles diktieren, was ihm so tagsüber durch den Kopf ging. Während man in Flims die Mussestunden *«‹lähnend› und gähnend, lesend, essend und badend»* verbrachte — wie es in einem Brief von Gersdorff an Rohde heisst — trafen druckfrische Exemplare von Nietzsches erster *«Unzeitgemässen Betrachtung»* ein. Man schwamm auf einen Felsblock mitten im Caumasee hinaus und feierte das Ereignis, indem man die Initialen der Freunde mit denen von Nietzsches neuem Opus samt Erscheinungsdatum in den Stein gravierte. Es herrschte Fröhlichkeit in diesem Sommer in Flims, trotz der Augennot, man las sich täglich Goethe, Plutarch und Leopardi vor, dann stieg man wieder *«durch Wald und Fels»* in die Tiefe hinunter zum See. Gersdorff am 18. Juli an Elisabeth: *«Zum An- und Auskleiden quakt regelmässig ein grosser Frosch. Der Teich soll heilkräftiges Wasser haben. Fritz macht Umschläge damit für seine Augen.»* Der Glaube des Philosophen an die Heilkraft des Flimser Wassers war gewiss grösser als jener der Einheimischen.

Und hier in diesem Flims soll Nietzsche immer wieder von seiner Absicht gesprochen haben, ein Kloster zu gründen, eine Gemeinschaft mit Rohde, Gersdorff, Deussen, Overbeck und Malwida von Meysenbug. Der Gedanke einer klösterlich-künstlerischen Genossenschaft taucht zwar schon 1870 in den Briefen Nietzsches auf, er bleibt auch über die Sorrenter Tage hinaus bei den Freunden scherzhaft im Gespräch. Noch Ende 1877 schreibt Paul Rée an Nietzsche: *«Somit tauchen die Umrisse des modernen Klosters, mit Ihnen als Pontifex maximus, Papst, Prior, doch immer wieder einigermassen deutlich vor mir auf. Es gibt soviele brauchbare Mitglieder!»* Dies ist eine geradezu vergnügliche Fehleinschätzung, wenn man die vorgesehene Mönchsgesellschaft kennt mit einer — wie sich bald auch herausstellen sollte — unüberwindbaren Einsiedlernatur als Pater Prior. Jedenfalls tauchen in den *«Nachgelassenen Fragmenten»* des Flimser Sommers klösterliche Anspielungen auf: es steht da — etwas missverständlich zunächst — gleichsam als Programmnotiz: *«Unschädlichmachung der Wissenschaft durch Klöster.»* Damit war sicher nicht gemeint, Klöster würden die Universitäten zugrunde richten. Dagegen war es der Wunsch, es liesse sich eine Gemeinschaft von Gelehrten bilden, eine *«Schule der Erzieher»,* die all das, was die Universitäten bisher schlecht machten, künftig besser anstellen würden. Natürlich ist aus der hübschen Idee von Flims

nichts geworden. Im kommenden Jahr machte Nietzsche Ferien in Bergün und fand dort kurzfristig alles idealer als in Flims. Und später kam Sils hinzu, die wirklich adäquate Einsiedelei, und der Klostertraum war damit endgültig ausgeträumt. Doch jedesmal, wenn ich durch Flims-Waldhaus fahre, frage ich mich, wo das geplante Nietzsche-Kloster wohl zu finden gewesen wäre — und ich trauere der verpassten Möglichkeit nach, abwechselnd mit den Benediktinern von Disentis bei den Nachfolgern der Gegenmönche von Flims Exerzitien gehabt zu haben: dort zur höheren Ehre Gottes, hier zur nicht geringeren des Antichristen. *Una candela al santo, una al serpente:* Man ist nie ganz schlecht nach diesem Prinzip gefahren.

Doch wichtiger als diese Spielerei mit den von der Geschichte verworfenen Möglichkeiten ist nun aber, dass Nietzsche gerade in diesem Flimser Sommer sich mit Gedanken über die zweite *«Unzeitgemässe Betrachtung»* herumschlug, und — ausgehend von Überlegungen zu verschiedenen Typen des Gelehrten, offenbar gerade auch des durch ein Klosterleben geschützten Gelehrten — im Laufe des Herbstes und Winters zur Formulierung der genialen ersten Abschnitte seiner Schrift *«Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben»* gelangte. Hier ist erstmalig in nicht zu überbietender Klarheit dargetan, wohin die Anfälligkeit fürs Historische führt: *«Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinne, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt, und zuletzt zu Grunde geht, es sei nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Kultur.»* Die Warnung Nietzsches lautet: Wer den Sinn im Vergangenen sucht, wer sich der Erinnerung anheimgibt, der bringt sich selbst um das Leben. Die Suche nach dem historisch Erledigten, mit Inbrunst oder auch nur mit Pietät vollzogen, ist für Nietzsche ein Abfall vom Lebendigen. Dagegen ist Vergessen Vorausetzung, um wirklich zu leben. Der Rückstieg in die Geschichte lohnt sich nicht; denn was wir dabei zustande bringen, ist allenfalls, dem Kleinen, Niedrigen, Schäbigen eine übermässige, durch nichts gerechtfertigte Bedeutung zu verschaffen. Und so lautet die berühmt gewordene Formulierung: *«Wer sich nicht auf der Schwelle des Augenblicks, alle Vergangenheiten vergessend, niederlassen kann ..., der wird nie wissen, was Glück ist und noch schlimmer: er wird nie etwas tun, was Andere glücklich macht.»* Doch Nietzsche merkt, dass in dieser radikalen Forderung nach Ausstieg aus der Geschichte und nach alleiniger Orientierung am gelebten Augenblick etwas Überzogenes, kaum Nachvollziehbares liegt. Und als Pädagoge, der er in jenen Jahren als Basler Professor in einem sehr nüchternen Sinn ja immer noch ist, nimmt er die Forderung ihrer Schärfe wieder zurück und wandelt sie um in den Wunsch, wie allenfalls mit dem Vergangenen umzugehen wäre: *«Mag unsere Schätzung des Historischen nur ein occidentalisches Vorurtheil sein, wenn wir nur wenigstens innerhalb dieser Vorurtheile fortschreiten und nicht stillestehen! Wenn wir*

*nur dies gerade immer besser lernen, Historie zum Zwecke des Lebens zu treiben.»*

Meine Geschichte endet im Grunde hier. Doch wie bei allen nicht geglückten Geschichten ist noch ein verdeutlichender Nachtrag vonnöten. Ich behaupte nun eigensinnig, dass die wahre Kunst, die Historie zum Zwecke des Lebens zu treiben, in der Ordensregel des Klosters zu Flims niedergelegt worden wäre. Ich bin ferner überzeugt, dass es ein unaufholbarer Schaden für alle Sinnsucher dieser Welt ist, dass Nietzsche sich vor dem Priorat in den Flimser Wäldern gedrückt hat, um anderen, weit ungeselligeren Liebhabereien nachzusteigen, ja um schliesslich einem nerven- und lebenszerrüttenden Einsiedlerdasein zu frönen. Wie gut hätte er es doch in den lichtgefilterten Wäldern von Flims haben können! Wie sehr hätte er sich Zeit nehmen können für seine irdischen *«Anweisungen zum seligen Leben»,* um dann seinen Jüngern etwas in die Hand zu geben, das ihnen die mühsame, enttäuschende, staubige Jagd zurück in die Geschichte erspart hätte. Er hat es nicht getan. Und so liegt, je mehr man es bedenkt — die Ursache dafür, dass uns die Ungeduld mit der Vergangenheit weiterhin so hartnäckig plagt, in dieser Nietzscheschen Unterlassung. Da jene Klosterregel nicht geschrieben wurde, sind wir nach wie vor verpflichtet, die Vergangenheit zu durchstöbern und zu durchwälzen, als ob wir doch noch dort fänden, was uns die Gegenwart vorenthält.

Was liesse sich jetzt noch tun, um die Ungeduld mit der Vergangenheit dennoch in Grenzen zu halten? Kann uns sonst jemand aus der Not helfen, wenn Nietzsche nur sagt, *dass* — aber eben nicht *wie* die Geschichte zum Zwecke des Lebens zu verwenden sei?

*«Es gibt zwei menschliche Hauptsünden»* — notiert Franz Kafka einmal —,*«aus welchen sich alle anderen ableiten: Ungeduld und Lässigkeit. Wegen der Ungeduld sind die Menschen aus dem Paradiese vertrieben worden, wegen der Lässigkeit kehren sie nicht zurück. Vielleicht gibt es aber nur eine Hauptsünde: die Ungeduld. Wegen der Ungeduld sind sie vertrieben worden, wegen der Ungeduld kehren sie nicht zurück.»* Ich bezweifle sehr, dass wir irgendeine Aussicht haben, diese tiefsitzende Ungeduld — auch die der Vergangenheit gegenüber — je zu verlieren. Wie Kafka in seiner Geschichte von den *«Fürsprechern»* einen Menschen zeichnet, der überall und ohne Ablass Fürsprecher sucht, die für ihn eintreten könnten, wo immer dies von Nutzen sein dürfte, so rasen auch wir zurück in die Geschichte, sie nach Fürsprechern absuchend für etwas, das wir heute tun und klären möchten. *«Findest du also nichts hier auf den Gängen, öffne die Türen, findest du nichts hinter diesen Türen, gibt es neue Stockwerke, findest du oben nichts, es ist keine Not, schwinge dich neue Treppen hinauf. Solange du nicht zu steigen aufhörst, hören die Stufen nicht auf, unter deinen steigenden Füssen wachsen sie aufwärts.»*

Auf der abwärts wachsenden Treppe der Geschichte kommt man auch am imaginären Nietzsche-Kloster in Flims vorbei. Dieser Gang hin zu einer Idee, aus der nichts geworden ist, erfüllt uns — angesichts dessen, was tatsächlich geworden ist — mit Melancholie. Melancholie ist so etwas wie Ungeduld im Zustand der Erstarrung. Ihr muss man durch die wirksamsten Mittel begegnen, die uns zur Verfügung stehen. In der Einleitung zu einem rätoromanischen frommen Buch des 17. Jahrhunderts lesen wir: *«Um die Melancholie und unmässige Traurigkeit zu vertreiben, die oft sedes Diaboli, das heisst Sitz oder Residenz des Teufels ist, der sich häufig und gern bei schwermütigen Menschen aufdrängt, gibt es kein besseres Mittel als die geistliche Musik, die der melancholische Teufel höchst ungern hört, und ihretwegen oft seinen Platz räumen muss.»* Das Singen geistlicher Lieder, das haben wir nun in jenem wirklichen Kloster, das die Geschichte überdauert hat, so häufig betrieben, dass es nie mehr ganz ins Vergessen absinken kann. *«Singt die Psalmen mit verständigem Herzen»,* hiess es in der Regel des heiligen Benedikt, wir haben sie jedenfalls auch laut und unverständig gesungen. Doch Musik zur Vertreibung der Grillen — dessen bin ich nun ganz sicher — hätte es auch in jenem Flimser Kloster gegeben, dem die Geschichte die Realexistenz versagt hat. Wir wissen von Nietzsches besonderer Liebe zu dieser Kunst, von seinen kompositorischen Tätigkeiten zumal, die immerhin auch Stücke umfassen, die bis heute hörenswert geblieben sind. Bezeugt ist ebenfalls seine Leidenschaft, am Klavier wild zu phantasieren. Anlässlich eines Geburtstages von Wagner setzte sich Nietzsche, offenbar in Festfreude, an den Flügel. Wagner soll ihn schnell unterbrochen haben mit den Worten: *«Hören Sie auf, Nietzsche, für einen Professor spielen Sie viel zu gut.»* Über die Gesänge, die im Kloster zu Flims angestimmt worden wären, können wir freilich nur spekulieren. Und so müsste — zur Vertreibung der Melancholie — das wirkliche Kloster dem imaginären zunächst doch noch mit einer wirksamen *«spirituola Musica»* aushelfen.

Dass Alexander Balletta, der erfolglose Publizist und kleine Beamte, mit Nietzsche Kontakt gehabt und mit dem Philosophen zusammen in den Flimser Wäldern gemeinsame Spaziergänge unternommen hätte, ist durch keine historischen Quellen belegt. Hingegen steht ausser Zweifel, dass Balletta dank seiner Vertrautheit mit der Sprache und der Denkweise der einheimischen Bewohner für die Stelle des Bruders Pförtner im geplanten Kloster geradezu prädestiniert gewesen wäre.